

wirklich die Leute... also olympische Spiele, das war alles schön und gut, aber es war ein Riesenfehler gemacht worden. Es sind en masse Leute angesiedelt worden, die noch nicht reif für eine Stadt waren. Und dann ging es mit der Stadt... Die haben nie dieses städtische Leben und das Denken angenommen. Und das ist das Problem dieser Menschen hier auch. Die haben alle noch ihre Dörfer im Kopf, sagen wir einmal, nicht alle, viele kommen ja auch aus Städten, aber die haben alle noch ihre Denkweise aus ihren Dörfern, und die vererben sie auf ihre Kinder weiter.

Es wäre gewiss zu viel verlangt, in knapp 200 Worten einen akkuraten Bericht über Schuld und Unschuld an Sarajewos Tragödie zu verfassen, doch das hier verwendete grundsätzliche Erklärungsschema ist kein Einzelfall und zudem in seiner Einfachheit nicht harmlos. Frau Lajić beginnt mit dem multikulturellen Erklärungsschema. Man könnte hier zwar sofort mit der harten Vokabel des Kultur-rassismus einfallen (vgl. Welsch 1994), doch vielleicht ist das christliche Gebot der Nächstenliebe keine schlechte Handlungsmaxime für ein würdiges Miteinander. Das Böse jedoch kommt wie immer von außen in die Welt und hier ist das Außen Montenegro und kam bereits mit den Olympischen Spielen in die Stadt. So seien Menschen mit ihrem Dorf im Kopf in die Stadt gekommen, obwohl sie noch nicht die Reife für die Stadt besessen hätten. Solche Argumentationsmuster auf einer subnationalen Identitätsebene hat auch Volcic (2005) in Belgrad ausgemacht: Junge Erwachsene differenzieren dort kühn zwischen ‚Us, the City Cosmopolitans‘ und ‚Them, the Rural Nationalists‘. Wie auch immer die Ländler zu beschreiben sind, welche Verhaltensmuster sie auch immer an den Tag legen und wie auch immer sie sich von den Städtern unterscheiden, diese räumliche Verortung des Bösen vergisst ein entscheidendes Argument: Der Nationalismus ist zu einem wesentlichen Teil eine elitäre Erfindung und in den Zentren zu Hause. Auch beim Zerfall Jugoslawiens spielten gut ausgebildete Städter eine mindestens ebenso wichtige Rolle wie angeblich ungebildete Dörfler. Damit soll der tragische Teil der jugoslawischen Geschichte etwas ruhen. Indirekt wird zwar im Folgenden auch auf die Dekade des Zerfalls verwiesen, doch aktive Ordnungs- und Verarbeitungsstrategien werden nicht mehr explizit thematisiert.

Transnationalität in Familien

Dass transnationale Strukturen innerhalb der Familie leicht entstehen und über einen langen Zeitraum bestehen können, wurde bereits geschildert. Der Begriff ‚transnational‘ ist hier allerdings zweifelhaft, weil eine Familie eben eine Familie und keine Nation ist, die Grenzen des sozialen Systems Familie also primär nicht entlang von nationalen Zugehörigkeiten gezogen werden. Doch es ist auch nicht zu verkennen, dass nationale Ordnungen bis auf die Ebene von Familien durchschlagen und in der Familie verhandelt werden müssen. Zum Beispiel wenn aus einer jugoslawischen Ehe in den 1990er Jahren eine serbisch-kroatische Misch-

ehe wird. Hier sollen vor allem Familiennormen und Familiengrenzen beobachtet werden. Dazu müssen zwei besondere Charakteristika der modernen Familie in Erinnerung gerufen werden, die sich aus der Sozialform Familie und ihrer Stellung in einer funktional differenzierten Gesellschaft ergeben. *Erstens* zeichnen sich familieninterne Sozialbeziehungen durch ein hohes Maß an Exklusivität aus. In der Familie wird stets die ganze Person berücksichtigt, eine Totalberücksichtigung, die auch als Inklusion der Vollperson beschrieben werden kann. Dies führt dazu, dass der familiären Neugierde nur wenige Sonderbereiche (zum Beispiel Briefe und Tagebücher) vorenthalten werden können. Räumliche Entfernung und damit sinkende Interaktionsfrequenzen erschweren die Herstellung von Intimität in transnationalen Familien. Die Vollinklusion von Personen droht zu scheitern, weil die Lebenswelten zu weit auseinanderklaffen und die Anstrengungen den jeweils anderen an der eigenen Lebenswelt teilhaben zu lassen, zu zeitintensiv und zu anstrengend werden. *Zweitens* ist die besondere innerfamiliäre Kommunikationsform zu beachten. Sie hat die Form der Liebe: Alles soll aus Liebe und nur der Liebe wegen geschehen. Liebe wird hier als Kommunikationsform und nicht als Gefühl verstanden. Sie kann weder erkaufte noch erzwungen werden, weil sie dann sofort aufhören würde, Liebe zu sein. Ereignisse der Familie zu verschweigen, Markttransaktionen in der Familie zuzulassen oder mit normativen Zwängen in der Familie zu argumentieren – derlei muss als Bedrohung für den Familienbestand gelten. Exklusivität und Liebe als Kommunikationsform sind im Folgenden die analytischen Beobachtungsachsen. Selbstverständlich wird mit diesen zwei Aspekten nicht behauptet, jedes Familienereignis erfassen zu können. Es wird auch nicht behauptet, dass damit alle aktuellen Familiensituationen beschrieben werden können. Aber es wird behauptet, dass entlang dieser Beobachtungsachsen ein großer Teil von transnationalen Familienkonstellationen entschlüsselt werden kann. Mit Blick auf den Familienalltag ist zu erkennen, dass Missgunst, Geheimniskrämerei, Vertrauensbruch und dergleichen mehr in Familien vorkommen, doch wenn solches geschieht, dann wird es als Abweichung von den idealfamiliären Normen beobachtet. Die Abweichler werden eventuell sanktioniert, und wenn um den Fortbestand der Familie gekämpft wird, dann werden diese Sanktionen deeskalierend eingesetzt, also ganz im Sinne der Liebe. Ist die Liebe verschwunden und der Rosenkrieg entbrannt, so geschieht das Gegenteil. Jede einzelne Gabe wird in ihrem Wert aufgerechnet und mit jeder Verrechnung zieht sich die Liebe ein Stück zurück. Damit ist zugleich gesagt, dass die Grenzen des sozialen Systems Familie sinnhaft in der Kommunikation gezogen werden. Sie orientieren sich an Personen oder biologischen Verwandtschaften, doch Blutsbeziehungen sind ein Kommunikat und kein Garant für den Bestand der Familie. Dass Verwandtschaftsbeziehungen Erwartungsstrukturen implizieren, wird im Folgenden anhand impliziter Annahmen im Interview deutlich. Interviewte und ich als Interviewer scheinen oftmals davon auszugehen, dass zu nahen Verwandten auch enge Beziehungen bestehen sollen. Dass dem nicht so ist und dass es da-

von Abweichungen gibt, muss im Interview kommuniziert werden und lässt die ‚heile Familie‘ indirekt hervortreten.

Um dies zu verdeutlichen, wird der Blick zunächst auf die Erzählungen von Dina Kertész und Antonija Spaić gerichtet. Keine der Interviewpartnerinnen lebt in Deutschland. Dina wohnt seit jeher in Serbien und Antonija seit langem in Kroatien. Es sind ‚Familienangehörige‘ (was auch immer das genau heißt), die in Deutschland oder im anderen Ausland leben. So leben Dinas Onkel in Deutschland und weitere Verwandte im anderen Ausland. Bei Antonija sind es die Eltern und die jüngere Schwester, die in Deutschland leben.

Zwischen lieben und zahlen

Bei Dina Kertész sind Sozialbeziehungen ins Ausland vergleichsweise selten. Das Interview fand bei ihrem ersten Aufenthalt in Deutschland statt. Ein kurzer Studienaufenthalt, den sie auch dazu nutzte, ihren Onkel bei Stuttgart zu besuchen. Dieser Onkel mütterlicherseits ist der einzige nach Deutschland migrierte Verwandte in ihrer Familie. Von den sechs Schwestern ihrer Mutter, ist allerdings noch eine nach Kanada gegangen und eine weitere lebt in Bosnien-Herzegowina. Auch die Schwester ihres Vaters hat Jugoslawien verlassen und ist nach Australien migriert. In verschiedenen Passagen, nach expliziten Erzählauforderungen und darin implizit enthaltenen Vergleichsaufforderungen werden die einzelnen Verwandten besprochen. Die Tante in Bosnien-Herzegowina wurde zwar als im Ausland lebend eingeführt, wird aber hier nicht weiter erwähnt. Gleich zu Beginn wird die Stellung zur Tante in Kanada verdeutlicht: „Sie [die Tante in Kanada] ist, also nur eine Person, die so im Ausland lebt, also nichts Besonderes. Keine besonderen Beziehungen.“

Gemäß den einleitenden Ausführungen über die Sozialform Familie, überrascht diese Aussage nicht. Biologische Verwandtschaft entscheidet noch nicht über Familienzugehörigkeit im engeren Sinn, doch weil mit ihr normative Erwartungen verknüpft sind, verbietet es sich, solche Personen ganz zu verschweigen, zumal ich zuvor direkt nach *allen* im Ausland lebenden Verwandten gefragt hatte. Es bedarf also einer zusätzlichen Anstrengung, um die Tante aus Dinas Sicht eindeutig außerhalb der Familie zu platzieren. Die Aussage „nur eine Person“ könnte kaum deutlicher sein. Jemanden als Person zu bezeichnen, reicht gerade noch aus, um zu verdeutlichen, dass man mit ihr reden kann. Die Beschreibung über ihren in Deutschland lebenden Onkel, den sie kurz vor dem Interview besucht hatte, ist ausführlicher und ambivalenter.

PG: Und der Onkel in Deutschland?

Dina Kertész: Ja, der ist als Gastarbeiter hier gekommen und jetzt hier schon 40 Jahre oder vielleicht mehr und naja er hat hier gearbeitet und danach hat er ähm in äh ist, wurde Rentner und er hat hier geblieben. Er wollte überhaupt nicht nach Hause kommen. Also nach Hause, das kann ich sagen, aber wenn man ihn befragt würde, also fra-

gen würde, er würde sagen, dass er sich hier zu Hause fühlt, ähm er hat in Jugoslawien, er hat ein Haus und er hat jedes Jahr nach Hause gekommen, um dieses Haus zu bauen und ähm alle, ich weiß seine Verwandten haben geholfen und wir waren fast immer bei ihm, also kommt ein Onkel aus Deutschland und so das war für mich als Kind ein Erlebnis! Und das war, also dann war ich also ich weiß nicht, zehn oder zwölf Jahre alt und danach habe ich ihn nie mehr gesehen.

Dina spezialisiert die Migration ihres Onkels sofort als ‚Gastarbeitermigration‘. Der Begriff ‚Gastarbeiter‘ wird hier im Interview zum ersten Mal verwendet. Die Begriffsverwendung ist der Routine geschuldet, denn nachfolgend berichtet sie, dass er wohl nicht mehr „nach Hause“ kommen werde. Die spezielle Bezeichnung ‚Gastarbeiter‘, die ihn eigentlich von der endgültigen Migration der anderen Familienmitglieder nach Übersee unterscheiden sollte, ist an dieser Stelle eigentlich unsinnig. Auch Dina erkennt dies beim Reflektieren ihrer eigenen Worte und bemerkt, dass „nach Hause“ für ihren Onkel vermutlich keine geeignete Kategorie mehr ist. Sie vermutet, dass Deutschland zu seinem Zuhause geworden ist und schließt damit eine Gleichzeitigkeit zweier Zuhause weitgehend aus. Dieser Zweifel zum Trotz bildet die ‚Gastarbeiternarration‘ den Vergleichshorizont für Dinas Beobachtungen. Wie anders ist da die Kommunikation mit ihrer in Australien lebenden Tante. Ihr Vergleichsmodus lässt die Unterschiede ans Licht treten.

Dina Kertész: Ähm, ich mag sie, ich mag sie am meisten. Weil sie so am freundlichsten ist. Äh wir haben Kontakt in dem Sinne, dass sie auch diese Briefe und sie schickt immer Fotos, wir können sehen wie die Familie... also was passiert und bei, bei meinem Onkel, also der in Deutschland ist, also er hat keine einziges Bild geschickt. Ich habe seinen Sohn nie in meinem Leben gesehen. Er hat nie über ihn gesprochen, es war so, dass er aus unserem Leben so ausgeschlossen war, also nur mein Onkel und meine Tante kommen nach Jugoslawien, sie bleiben dort, alles ist schön, alles ist gut, wir essen, trinken und dann gehen sie wieder nach Hause, aber niemand erwähnt den Sohn und was passiert in Deutschland und wie ist ihr Leben überhaupt in Deutschland und wie sieht das aus. Und diese Tante, die in Australien ist, sie erzählt immer, wie es dort ist, wie sieht das Haus aus, was machen sie am Wochenende, also sie versucht ihr Leben vorzustellen. Und mein Onkel hat das nie gemacht und vielleicht deswegen, denke ich, dass ich ihr näher bin, als zum Beispiel zu meinem Onkel.

PG: Und deine Tante, also wenn deine Tante schreibt, dann stellt sie ihr Leben vor, aber was schreibt sie denn noch da?

DK: Sie erkundigt sich, wie es bei uns ist, was wir machen, äh wie groß sind die Kinder und alles. Also es ist so, sie sagt etwas über sich, aber sie erwartet auch, dass wir sie schreiben und dass wir sie sagen, wie es bei uns ist. Und sie weiß, dass es schwer ist und alles, aber sie kann uns nicht so... Und ich erwarte auch nicht, dass sie uns etwas schickt und so, aber wenn sie die Gelegenheit hat, dann schickt sie diese Babysachen, weil meine Schwester zwei Kinder hat und diese äh, Sachen, äh also brauchen sie nicht, aber das hat sie erfahren und deswegen hat sie halt eben diese kleinen Geschenke mit Babysachen, äh Spielzeuge und so alles geschickt und das war sehr süß und das war

nicht so als Hilfe gedacht, sondern mehr so als, als äh Geschenk, also so habe ich das äh...

PG: ...empfundent!?

DK: Ja!

P.G: Und kennst du sie, also ich meine, wie oft siehst du sie?

DK: Naja ich habe sie einmal oder zweimal in meinem Leben gesehen, aber sie schickt immer Bilder und ich weiß wie sie aussieht.

Dina mag ihre Tante „am meisten“ unter den in Frage kommenden Verwandten im Ausland. Eine Einstellung, die, angesichts der Tatsache, dass sie diese nur ein- oder zweimal gesehen hat, verwundert. Die Verwunderung klärt sie selbst auf. Es geht um das familiäre Gebot, dass das Leben der Familienmitglieder in toto von Belang ist. Diese Regel verletzt ihr Onkel, weil er aus Dinas Sicht eindeutig einen Teil seines Privatlebens vor ihrem Zugriff verschließt. Ihre Tante wählt den gegensätzlichen Schritt und berichtet ausführlich von ihrem Leben. Es ist wichtig zu erkennen, dass die *Intentionen* von Onkel und Tante hier vollkommen belanglos sind. Immerhin ist es denkbar, dass der Onkel schreibfaul ist, auf Bilder keinen Wert legt oder dass die Tante über weitaus wichtigere Bereiche aus ihrem Leben willentlich nicht berichtet. Entscheidend sind Dinas zuschreibende Charakterisierungen und diese besagen, dass der Onkel absichtlich nichts erzählt und die Tante keine Geheimnisse hat. Die für die Familienzusammengehörigkeit nötige wechselseitige Interpenetration ins Privatleben wird durch Dinas Bemerkung verdeutlicht, dass die Tante sich auch nach ihrem Leben erkundige und Briefe erwarte. Diese Gegenseitigkeit signalisiert nicht nur, dass für die Tante das Leben aller Familienangehörigen in Gänze von Belang ist, sondern verweist auch auf eine sehr spezielle Form der Normativität in der Familie. Sie ist speziell, weil sie als die einzig anerkannte normative Forderung in der Familie gelten kann, die nicht angezweifelt werden kann, ohne das soziale System in Frage zu stellen. Es handelt sich um das Gebot der Regel, dass bei familiären Intimbeziehungen Alter jeweils in toto von Interesse ist – „aber sie erwartet auch, dass wir sie schreiben und dass wir sie sagen, wie es bei uns ist.“

Über andere Gebote kann in der Familie fundamental diskutiert werden. Streitigkeiten über Religiosität, Sexualität oder Umgangsformen können in der Familie ausgetragen werden, ohne sofort die Familie zu bedrohen. Brisant wird es bei Dina im Kontext der finanziellen Unterstützung. Sieht man von einem grundlegenden Versorgungsgebot ab, dann ist eine finanzielle Unterstützung keine Selbstverständlichkeit. Damit soll nicht bestritten werden, dass finanzielle Hilfe regelmäßig geleistet wird, sie für das Haushaltseinkommen enorm wichtig und für den familiären Zusammenhalt bedeutsam ist. Doch wenn diese Hilfe nicht im Zeichen von Liebe geschieht, ist sie für den Erhalt des Systems Familie wertlos. Für Migranten werden die Geldüberweisungen sodann zur lästigen Fessel und für die Daheimgebliebenen werden sie zum routiniert eingespielten Anspruch. Je stärker Liebe und Geld auseinandertreten, desto weniger löst der

Scheck ein, was zu Beginn mit ihm verbunden war. Auch bei Dina wird das deutlich, ganz gleich wie ausgewogen und wohl gesonnen sie über ihre Verwandten rapportiert.

PG: Vielleicht noch mal zurück in die Kindheit. Diese Geschenke, die du bekommen hast, die von deinem Onkel kamen und von irgendjemand anderen kamen, welche Bedeutung hatten denn die? Oder was verbindest du mit denen? Wann kamen die denn? Kamen die zu deinem Geburtstag oder kamen die, wenn dein Onkel zu Besuch kam?

Dina Kertész: Nein, wenn er kam es war immer Sommer. Also in den Sommerferien und dann wusste ich, dass er kommt und äh es war immer so, dass er solch ein Geschenk bringen soll, das meine Eltern äh nicht leisten können, also nicht leisten können, sondern es waren irgendwelche Puppe oder so was, dafür hatten meine Eltern... Nicht, dass sie nicht das Geld hatten, aber das war für sie jetzt so überflüssig jetzt eine Puppe zu kaufen. Und so halt und ich dann: Ich will diese und diese Puppe und das wird mein Onkel dann wahrscheinlich schenken und deswegen habe ich mich sehr, sehr gefreut, wenn er kommt, weil er mir eben das bringt, was ich mir immer gewünscht habe und also deswegen hatte das eine große Bedeutung, weil ich wusste, dass er mir meinen Wunsch erfüllen wird.

Es ist unwichtig und müßig zu beurteilen, ob der Onkel sich bewusst war, dass seine Kommunikation von Dina nicht mit Liebe assoziiert wird, oder ob es sich um eine Nachlässigkeit handelte und er ihre Reaktion in Kauf nahm. Die Schilderung von Dina ist perspektivisch eindeutig. Das Geschenk kann dem Luxusbereich zugeordnet werden, also einem Bereich der durchaus als selbstlos gelten könnte. Doch die Selbstlosigkeit, die ein Teil der Liebe ist, scheint das Verhältnis zu ihrem Onkel nicht zu verbessern. Der weitergeleitete und dann vermutlich direkt umgesetzte Wunsch führt nicht dazu, dass sie dies als Liebesbeweis begreift. Überzogen interpretiert freut sie sich nicht des Onkels, sondern der Puppe wegen, über die sommerlichen Besuche.

Die Stellen zeigen, dass es sich bei den kommunizierten Charaktereigenschaften nicht um feste und essenzielle Eigenschaften von Personen handelt, sondern um Attributionen, die allein aufgrund von unterschiedlichen Beobachterpositionen divergieren können. Dieser Differenz ist sich Dina durch den mit der Reise verbundenen Perspektivenwechsels bewusst geworden. Der Besuch bei ihrem Onkel führte zu empathischen Verstehensversuchen. Mit Überraschung berichtet sie, dass ihr Onkel in seinem Reden keinen Bezug mehr zu Serbien herstellt, also genau den Vergleichshorizont missen lässt, der für sie während ihres Studienaufenthalts in Deutschland omnipräsent ist. Wenn er sich ärgert, sich über die politische Situation erregt oder das Tagesgeschehen kommentiert, dann höre er sich wie ein deutscher Bürger an.

Dina Kertész: Ich dachte, dass er sich vielleicht noch immer interessiert, dafür was bei uns passiert, also wie ist es bei uns. Aber er sieht das nur so, dass alle seine Schwestern von ihm Geld wollen und das, das erwarten sie von ihm und nur das und er ist nicht so

wichtig, also seine Persönlichkeit und so. Also sie denken irgendwie, ich weiß nicht ein Sack Geld.

PG: Sagt er das so?

DK: Nicht so direkt, aber so habe ich das verstanden! Und das glaube ich ihm, weil immer wenn er anruft, das ist, das wichtigste Thema, das Geld!

PG: Aber kannst du das beschreiben, wie wird das zum Thema, also sagt deine Mutter sagt dann...

DK: Also, naja, sie beschreibt wie es ist und in unsere Familie bin ich das größte Problem, weil ich studiere und man muss für mich mehr Geld ausgeben als sonst, weil ich eben nicht arbeite und dann beginnt sie damit, naja weißt du, sie ist in Belgrad und wir haben nicht genug und naja und so und naja dann telefoniert er mit einer Schwester, mit der zweiten, mit der dritten, mit der vierten – er hat vier Schwestern und alle haben Probleme und alle sehen in ihm eine Lösung, okay, da steht, dass sie ihn lieben und so also das ist der Bruder! Aber mit den Jahren haben sie diesen Kontakt verloren, irgendwo haben sie sich...

Ihr Perspektivenwechsel bringt es mit sich, dass sie die familiäre Spaltung und die Exklusion ihres Onkels nicht allein auf das beobachtete Verhalten des Onkels zurückführt, sondern das Verhalten der in Serbien lebenden Verwandtschaft mitberücksichtigt. Die Schelte betrifft nun alle, wenn es heißt, die Schwestern dächten, er wäre „ein Sack Geld“. Noch dezidierter sind die Äußerungen am Ende der Passage. Dort vermutet Dina, dass der Onkel als Lösung für Probleme in Serbien gesehen werde. Nachrichten über Sorgen, Leid und Mühen werden zwar von Liebesbekundungen begleitet, aber es ist allzu offensichtlich, dass Interessen und Liebe eine unheilvolle Liaison eingehen. Doch sobald die Liebe nicht mehr der Liebe wegen bekundet wird, endet sie jäh und abrupt.¹³ Der Onkel und seine Schwestern haben nicht irgendeinen Kontakt verloren, immerhin kommunizieren sie regelmäßig, sondern es kam ihnen die Kommunikationsform Liebe abhanden – wenigstens die Nichte kann sie nicht mehr ausmachen.

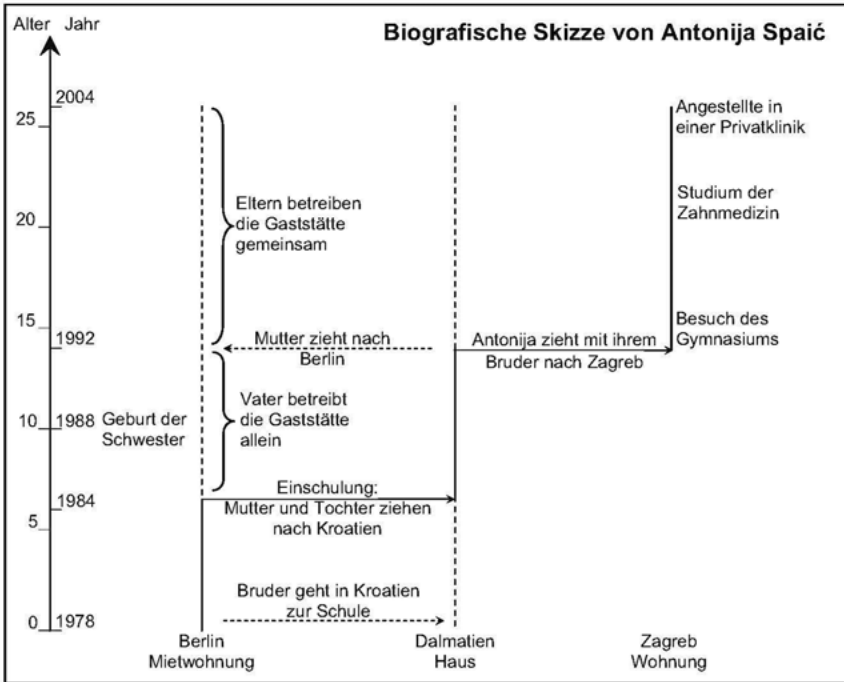
Ein fast schon tragische Element des Vergleichs zwischen der geliebten Tante in Australien und dem kühlen Verhältnis zum Onkel in Deutschland blieb bisher fast unerwähnt: Letztendlich ist es der Onkel und nicht die Tante, der für eine Mitfinanzierung ihres Studiums in Belgrad sorgt. Eine durchaus bedenkenswerte Konstellation zwischen lieben und zahlen, die leicht quer zum Supertrend der modernen Familie liegt. Denn mit der Ausdifferenzierung der Funktionssysteme haben Familienbeziehungen als „Stützpfiler politischer, religiöser oder wirtschaftlicher Funktionen“ an Bedeutung verloren (Luhmann 1994 [1982]: 184) und eine *große* Verwandtschaft kann potenziell als Störung empfunden werden. Die Durchsetzung der zwei Aspekte Vollinklusion und Kommunikationsform

13 In anderen Worten: „C'est que l'amour sert de beaucoup à l'intérêt, mais l'intérêt ne sert jamais de rien à l'amour“ (Michel de Pure zitiert in: Luhmann 1994 [1982]: 83).

Liebe hat, das zeigen Dinas Äußerungen, weder vor dem post-jugoslawischen Raum noch vor Familien in der Migration Halt gemacht.

Kostspielige Mutter-Tochter-Liebe

Abbildung 18: Biografische Skizze von Antonija Spaić



Während Dinas Schilderungen die ständige Gefahr des Abbruchs an den Familienrändern erhellen, lässt die Biografie von Antonija Spaić Einblicke in den Familienkern zu. Antonija kann zudem als prototypischer Fall für eine Migrationsentscheidung betrachtet werden, deren Häufigkeit seit rund zwei Dekaden drastisch zurückgeht. Die mit dieser Lebensform verbundenen Anstrengungen, Kosten und Probleme sind zu groß, als dass sie noch hohes Ansehen genösse. Eine Lebensform, bei der die Eltern in Deutschland und die Kinder in der alten Heimat blieben. Die voranschreitende Auflösung der Großfamilie und das damit verbundene Wegbrechen von Möglichkeiten der Kinderbetreuung können offensichtlich auch nicht durch verbesserte Kommunikationstechniken bis hin zur billigen Instantkommunikation kompensiert werden. Die Probleme und der soziale Wandel haben im Ergebnis zu Lernprozessen geführt, sodass die meisten Familien zu dem Modell der Familie Spaić Abstand halten. Was aber ist das Besondere der Familie Spaić?

Antonija wird 1978 in Berlin geboren und verbringt dort ihre ersten sechs Lebensjahre. Ihr sechs Jahre älterer Bruder lebt zu dieser Zeit in großfamiliären Strukturen in Dalmatien und besucht dort die Schule. Großmutter und Tante sind seine engsten Bezugspersonen. Als auch Antonijas Einschulung bevorsteht, entscheidet die Familie, dass die Mutter mit Antonija nach Kroatien ziehen wird, während der Vater in Berlin das Restaurant weiter betreibt. Weil der Vater alleine mit dem Betrieb der Gaststätte und der Einsamkeit in Berlin nur schwer zurechtkommt, zieht die Mutter 1992 wieder nach Berlin. Antonija und ihr Bruder ziehen nach Zagreb. Sie besucht dort das Gymnasium und er beginnt das Studium zum Elektroingenieur an der Universität. Nach Abschluss der Schule beginnt Antonija mit dem Studium der Zahnmedizin und arbeitet heute als Angestellte in einer Privatklinik. Antonija lässt keinen Zweifel daran, dass es sich bei ihrer Geschichte um eine typische ‚Gastarbeiterfamiliengeschichte‘ handelt. Nichts sei besonders, nichts sei revolutionär. Die Trennung von der Mutter war emotional hart für sie, war aber ebenso normal in der Migrationswelt wie der Name Adriagrill des elterlichen Restaurants normal ist

Um den Lebensweg von Antonija besser zu verstehen, muss zunächst innerhalb der Familie ein weiteres Mal differenziert werden. Genau genommen kann eine Familie aus zwei sozialen Systemen bestehen, also dem elterlichen Liebespaar und der Eltern-Kind-Beziehung. Zu all dem eine längere Passage in Auszügen.

Antonija Spaić: [...] Und dann hat Mutter beschlossen, dass sie wieder zurückgeht, nach Deutschland und hat mich und meinen Bruder alleine gelassen und das war dann ganz traumatisch für mich. Ich war dann das erste Jahr von Gymnasium und mein Bruder war das erste Jahr auf der Uni und wir sind nach der... Natürlich haben wir eine Wohnung gekriegt in Zagreb in der Hauptstadt, haben sie bezahlt und das konnte nicht jeder, ich meine so gerade zu kaufen und so. Aber emotionell war das für mich eine Katastrophe, also ich habe die ganze Gymnasium, die ganze Pubertät und die ganze Uni und all diese Zeiten nachher war ich ohne Eltern. Also ich meine, ich war mit meinem Bruder, aber der war sowieso in seinem Film Uni [...] Ich meine, mir fehlte nichts. Ich meine, die haben immer geschickt und ich konnte also alles. Ich habe nicht gehungert und ich konnte Kurse nehmen, welche ich will. Ich konnte... Und ich konnte in der Schule gut sein. Ich meine das klappte alles, aber ich war äh ganz zu meiner Mutter verbunden und das war schrecklich für mich die ganze Zeit in der Pubertät. Wir haben jeden Tag uns gehört und die Telefonrechnungen waren so ganz, ganz, ganz groß. Aber ohne die Telefonrechnungen wäre ich nicht das, was ich heute bin und ohne das Telefon wäre ich auch nicht die Person, die ich jetzt bin und wo ich bin und das wäre, weil alle Probleme und alles hat sie kontrolliert über das Telefon. Äh und sie wusste, dass sie das muss und das war nicht schwer für sie auch so ich weiß nicht 500, 600 Mark monatlich, 700 zu bezahlen, weil sie wusste, dass... oder ich krepriere oder ich weiß nicht was, oder ich meine was sind die Rechnungen, neben was ich weiß nicht, dass einer einen anderen Weg geht. [...] Am Anfang, also 94, nein 92, 93, da war dann auch dieser Krieg in Kroatien und all das und sie war, sie ist in Deutschland geblieben und das waren dann

nicht mehr goldene Zeiten [...] Also ich meine, die arbeiteten vom ersten bis zum ersten und die konnten gerade ihre Rechnungen und alles und uns schicken und was machen sie jetzt. Sie müssten also Gebühren für das Haus am Meer zahlen, wir waren in Zagreb, mein Bruder studierte und ich auch. Das war viel Geld und Zagreb ist ganz teuer und dann musste sie den Eltern schicken auf dem Dorf und sie und das waren fünf, sechs Orte. [...] Und naja, aber und so verging die Zeit und ich habe auch eine kleinere Schwester, ich meine die ist 88 geboren. [...] Die ist jetzt in Berlin mit den Eltern, die ist jetzt dort geblieben. Die ging dort zu Schule, einige Zeit hat meine Mutter überlegt, ob sie die jetzt nach Zagreb zu mir schickt und da habe ich gesagt ‚Nein‘ weil ich habe wirklich nicht die Zeit und ich weiß nicht, ob ich mich um sie kümmern könnte und sie ist auch sieben Jahre jünger als ich. Aber das war noch früher als wir das entschieden haben, sodass sie jetzt da ist. Sie ist eine kleine Deutsche! Sie ist da. [...] Es waren Turbulenzen. Und ich sage mal so: Alle, die von Kroatien nach Deutschland gegangen sind, alle Familien, alle männlichen Mitglieder, Väter der Familie haben alle ein Alkoholproblem, sagen wir mal so. Alle haben und die alle arbeiten in einem Restaurant und die alle trinken und nach eine Zeit kommt es so, dass die Toleranz nicht mehr ist. Das war ganz normal am Anfang, weil die waren jung und die konnten das vertragen, aber später war das ganz, ganz schön schlimm und sie können nicht einen kroatischen, also ich meine so um die 50er Jahre jetzt Mann finden, der nicht ein Alkoholproblem hat und das ist, ich meine wirklich ein Problem. Ich weiß nicht, ob das jetzt vom Geschäft ist, ob das jetzt die Gene sind, weil ob es das, wie sagt man das, die Tradition oder der Patriarch ist oder ich weiß nicht, das ist aber ganz schlimm [...] Meine Mutter ist ein Vorbild für mich, die hat Power, ich weiß nicht für fünf Leute.

Antonijas Geschichte kann als eine Geschichte verstanden werden, die trotz allem stattgefunden hat. Sie zeigt, dass Intimbeziehungen in Familien über lange Zeiträume bestehen können, wenn der entsprechende Aufwand betrieben wird. Die Trennung von ihrer Mutter umschreibt sie als traumatisch und sie macht deutlich, dass sie während wichtiger Entwicklungsphasen ohne die physische Präsenz der Eltern und hier besonders der Mutter auskommen musste. Die finanzielle Unterstützung durch die Eltern ist nicht an sich der Rede wert, sondern verweist auf die Bedingungslosigkeit mit der der Mutter-Tochter-Kontakt gepflegt wurde. Die immens hohen Telefonrechnungen werden nicht als ökonomischer Faktor dargestellt, sondern als Symbol der Antonija zukommenden ungeteilten Aufmerksamkeit. Allein das Telefon sichert die Möglichkeit der wechselseitigen Interpenetration von Mutter und Tochter. Gleichwohl führt das Ende der „goldenen Zeiten“ zu finanziellen Problemen für die Familie. Antonija zählt fünf oder sechs Orte, mit denen die Eltern verbunden waren und die es zu koordinieren galt. Die Idee, die 1988 geborene Schwester auch nach Kroatien zu schicken, kann als Versuch verstanden werden, an der alten Idee der ‚Gastarbeitermigration‘ festzuhalten und alle Entscheidungen so auszurichten, dass eine Rückkehr jederzeit im Bereich des Möglichen liegt. Heute muss erkannt werden, dass es der Schwester zwar gut geht, doch sie mit Kroatien nur noch wenig zu tun hat. Antonija vermerkt dazu: „Sie ist eine kleine Deutsche! Sie ist da.“ Und sie zeich-

net damit ein vermutlich treffendes Bild der aktuellen Lage. Doch obwohl die Schwester als Deutsche, Antonija dagegen als Kroatin gilt, tauchen im gesamten Interview keine Zweifel an der Beständigkeit der fünfköpfigen Familie auf. Die Familie wird kommunikativ von der Umwelt abgeriegelt, sodass die nationalen Grenzen selten in das soziale System *Spaić* durchschlagen.

Es sind diese und ähnliche Schilderungen von Migrationsverläufen, die einen deutlichen Abstand zur Rede von transnationalen sozialen Gemeinschaften schaffen. Antonijas Familie, also die Personen, denen sie uneingeschränkte Solidarität schuldet, ist klein und erstreckt sich kaum über die Kernfamilie hinaus. Es ist fast erstaunlich, wie sie die familiäre Einheit durch alle Turbulenzen hindurch kommuniziert und gelegentlich zur Sprache kommende Fissuren sofort glättet. Selbst das Alkoholproblem des Vaters wird in die Normalität der Arbeitsmigration einsortiert. Als ‚Baustein‘ für transnationale soziale Räume oder Gemeinschaften scheidet eine solche Familie aus. Der auf zwei oder maximal drei Generationen beschränkte Horizont der Erfolgs- oder Misserfolgsmessung verdeutlicht dies ebenfalls. Zufriedenheit stellt sich bei Antonija ein, obwohl sie gelegentlich am Lebensstil ihrer Eltern zweifelt, weil diese nicht das Leben zu genießen verstünden. Im Dialog mit ihrer Mutter lösen sich diese Zweifel schnell in differente Beobachtungsperspektiven auf:

Antonija *Spaić*: Wenn ich das so mit meiner Mutter spreche, dann sagt sie, we are enjoying other things. Also für sie zum Beispiel das ganze Glück sind die Kinder. Wenn sie uns sieht, dass wir jetzt einen Abschluss haben, eine Uni, dass sie uns auf den richtigen Weg geführt hat, dann ist ihre Mission vollendet und sie ist glücklich und so zufrieden und sie braucht gar nichts mehr. Dann sage ich gut, weil drei Kinder, also die haben drei Kinder und wirklich, also Gott sei Dank, das ist wirklich alles okay. Mein Bruder ist jetzt, also er ist Elektroingenieur und er arbeitet in der Siemens. Ich habe Zahnmedizin studiert und arbeite jetzt auch in einer Privatklinik, ist ganz super und meine Schwester geht jetzt ins Gymnasium in Berlin.

Mit dem erfolgreichen Bildungsaufstieg, der im Gegensatz zur Grundschulbildung der Mutter und der Malerausbildung des Vaters steht, kann ein großes Migrationsziel zum vorläufigen Abschluss gebracht werden. Mit den formalen Qualifikationsniveaus der Kinder hat die Mutter „ihre Mission vollendet“ und kann glücklich und zufrieden sein. Antonijas Zwischenperspektive erlaubt es ihr, den Familienerfolg nicht nur im intergenerationalen Vergleich, sondern auch im internationalen Vergleich zu positionieren. Andere kroatische Familien, so sagt sie, deren Kinder in Berlin aufgewachsen seien, würden neidisch auf ihre Familie und die erreichten Abschlüsse blicken. Die über zwei Dekaden dauernde transnationale Familiensituation hat ihre Spuren hinterlassen und war mit großen Mühen verbunden. Trotz des familiären Erfolgs gibt es Grund zur Annahme, dass es die Erfahrungen von solchen Familiengeschichten sind, die sowohl Antonija als auch andere heute davon Abstand nehmen lassen, Transnationalität in *dieser* Form zu

organisieren. Die folgende Aussage legt, freiwillig oder nicht, Zeugnis von dem entscheidenden Element in ihrer Familie ab: „Ich habe gesagt, ich möchte nicht, also ihr *Lieben* ist alles für die Kinder, also wirklich, sie [die Eltern] hatten nichts von ihrem Leben, sagen wir mal so.“ Ob Versprecher oder nicht, Antonijas Mischung der Worte ‚Leben‘ und ‚Liebe‘ zu ‚Liebern‘ reflektiert unter welcher Rationale die elterlichen Entscheidungen getroffen wurden: Das Leben in der Familie geschah der Liebe und nur der Liebe wegen.

Lebenskontexte: Die Kroatische Mission

Die Aufmerksamkeit richtet sich nun auf die Kroatische Mission¹⁴. Dabei wird die Thematisierung von transnationalen Familienbeziehungen ebenso weitergeführt wie das Thema der normativen Ansprüche. Die Themen werden weitergeführt, weil die katholische Kirche der Familie eine besondere Bedeutung beimisst und diese in ein Geflecht von Normen einbettet. Trotz dieser Kontinuität führt das folgende Kapitel rasant in eine ganz andere Konfliktkonstellation. Es geht um eine Betrachtung der Schnittstellen von unterschiedlichen sozialen Systemen. Man könnte im Zusammenhang von der in der Kirche omnipräsenten moralischen Kommunikation auch von sogenannten Identitätskonflikten sprechen. Der Lebenskontext Kroatische Mission wird hier gewählt, weil er ein sehr relevanter Kontext für das kroatische Leben in Nürnberg ist. Die im Umfeld der Mission ausgetragenen Streitigkeiten und Diskussionen sind das spannungsreiche Resultat von verschiedenen Argumentationslogiken.

Ein paar einleitende Bemerkungen zum Hintergrund der Mission: 1948 wurde die erste Kroatische Mission Deutschlands in München gegründet.¹⁵ Hier wie anderswo in Europa ist es der Versuch, mit den Kriegs- und Flüchtlingsfolgen des Zweiten Weltkrieges umzugehen. Speziell Exilanten suchen die Nähe zur Kirche. Die Arbeitsmigration aus dem ehemaligen Jugoslawien zieht in den 1960er Jahren weitere Gründungen nach sich. Heute gibt es 86 Missionen in Deutschland, in denen rund 100 Priester und weitere 100 Pastoralmitarbeiter tätig sind. Als Kirchenorganisation fügt sie sich in die deutsche Diözesanstruktur ein. Und auch die Finanzierung erfolgt im Rahmen des deutschen Kirchensteuerprinzips. Diese Organisationsform gewährt ihr beispielsweise im Vergleich zur serbisch-orthodoxen Kirche in Nürnberg einen Vorteil. Dort hängt die Finanzierung der gemeindlichen Aktivitäten unmittelbar von den Spenden der eigenen Gemeindemitglieder ab. Diese Unmittelbarkeit mag man als Kirche von unten prei-

14 ‚Kroatische Mission‘ wird hier als Eigenname verwendet. Die Missionsagenda ist allerdings nicht von Missionsstätigkeiten bestimmt, d. h. es geht nicht um die Verbreitung einer religiösen Lehre unter Andersgläubigen.

15 Dieses Datum markiert nicht den grundsätzlichen Beginn der Auslandsseelsorge. Schon 1894 begannen kroatische Franziskaner mit der Migrantbetreuung in Pittsburgh (USA) (vgl. Stanković 1999).